

Cicero

№ 03
MÄRZ
2024
€ 11,80
CHF 16,80

Cicero

MAGAZIN FÜR POLITISCHE KULTUR

Österreich: 11,80 €, Benelux: 11,80 €, Italien: 11,80 €, Spanien: 11,80 €

**CORRECTIV
& CO.**
Staatsnaher
Journalismus im
Zwielicht


Spättrömische Dekadenz?


Was die Antike mit der aktuellen Politik verbindet



Zaster Mañana!

Investiere jetzt langfristig
in Aktien, ETFs & Co.
Mit Scalable.

Laden im
 App Store

JETZT BEI
 Google Play

Titelbild: Michael Pleesz; Illustration: Sören Kuntz/WILDFOXRUNNING

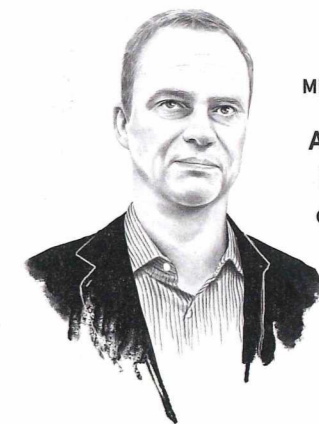
Späte Römer

Im Februar 2010 brachte Guido Westerwelle einen Begriff in die politische Debatte ein, der seit einiger Zeit wieder Konjunktur hat: die „spätromische Dekadenz“. Gemünzt waren die Worte des damaligen FDP-Vorsitzenden auf den deutschen Sozialstaat, der „anstrengungslosen Wohlstand“ verspreche und das Leistungsprinzip unterminierte. Westerwelle selbst bereute drei Jahre später in einem Interview diesen Vergleich mit angeblich antikem Schlendrian zwar ausdrücklich: „Hätte ich das gewusst, was die beiden Worte auslösen, hätte ich es gelassen.“ Aber da hatte sich sein Bonmot längst verselbstständigt.

Und es erfährt dieser Tage ein Comeback, weil auch jetzt wieder die Transferleistungen explodieren, weil das „Bürgergeld“ praktisch einem bedingungslosen Grundeinkommen gleichkommt. Weil überhaupt weithin der Eindruck entstanden ist, dass unser Staat längst nicht jene Resilienz aufbringt, die angesichts der krisenhaften Lage – von Migration über Rezession bis hin zum Ukrainekrieg – doch eigentlich so dringend nötig wäre. Bildlich gesprochen: Während um uns herum die Welt zusammenstürzt, feiert man in Berlin Ausgaben-Orgien und hofft darauf, dass einem die Tauben in den Mund fliegen.

Aber sind Vergleiche mit dem späten römischen Reich überhaupt statthaft? War diese Epoche tatsächlich leistungsfeindlich oder pflichtvergessen – und wenn ja, mit welchen Folgen? Wir haben zur Beantwortung dieser Fragen einen ausgewiesenen

Experten gewonnen: den Althistoriker Michael Sommer, der übrigens nicht nur über seine eigentliche Materie zahlreiche Bücher veröffentlicht hat. Sondern auch ein scharfsinniger Beobachter des aktuellen politischen Geschehens ist. Und tatsächlich findet Sommer etliche Parallelen zwischen dem Damals und dem Heute. Die allerdings ganz anderer Art sind, als es der berühmt gewordene Vergleich von Guido Westerwelle erwarten lässt. Es fängt nämlich schon damit an, dass das späte Rom eines ganz bestimmt nicht war: dekadent. Lassen Sie sich also überraschen, was die Antike uns über unsere Gegenwart dennoch zu erzählen hat!



Mit besten Grüßen

**ALEXANDER
MARGUIER**
Chefredakteur

DIE NÄCHSTE CICERO-AUSGABE ERSCHEINT AM 28. MÄRZ.

Inhalt



TITELTHEMA

14

Die Römer in uns

Die Antike hat Konjunktur: Es werden Parallelen gezogen zwischen der westlichen Staatenwelt von heute und dem vermeintlich dekadenten Rom der späten Jahre. Tatsächlich existieren viele Bezüge zur Gegenwart

Von MICHAEL SOMMER



TITEL

Die Antike hat Konjunktur, vielfach werden Parallelen gezogen zwischen der westlichen Staatenwelt von heute und dem vermeintlich dekadenten Rom der späten Jahre. Das geht zwar an der Sache vorbei. Dennoch hat die Epoche, die mit Augustus begann, viele Bezüge zur Gegenwart.

Von
MICHAEL
SOMMER

Die Römer in uns

Früher war alles besser. Die Politiker waren rechtschaffen. Sie waren kompetent. Die Bürger prosperierten. Der Staat wurde gut regiert, von Leuten mit Autorität, die wussten, was sie taten. Wie anders ist das heute! Maß und Mitte sind abhandengekommen, jeder denkt an sich zuerst. Die Reichen werden immer reicher, die Armen immer ärmer. Korruption wuchert. Die politische Elite: eine skrupellose Oligarchie. Sie treibt nichts als Macht- und Geldgier, hat sich dem Volk entfremdet und macht, was sie will. Die Republik ist auf einer schiefen Ebene.

Der so redet, ist kein Politiker oder Publizist unserer Tage, die Republik nicht die Bundesrepublik. Der schwarzseherische Blick auf die Zeitläufte ist mehr als 2000 Jahre alt, scheint aber kaum etwas von seiner Aktualität verloren zu haben. Um 40 v. Chr., Caesar ist gerade ermordet worden, schreibt Sallust – Ex-Politiker, Immobilienmagnat und Gefolgsmann des Diktators – seinen Standesgenossen im Senat harsche Kritik ins Stammbuch: „So wurde alles in zwei Teile zerrissen, der Staat, der die Mitte gebildet hatte, zerfleischt.“

Gut zehn Jahre vor Sallust, Ende der 50er Jahre, bläst Cicero, der Staatsmann, Redner und

Erfolgsautor, ins selbe Horn. In „De re publica“, einem Standardwerk der politischen Philosophie, schreibt er, der Staat, den man von der letzten Generation in leidlich gutem Zustand übernommen habe, sei völlig auf den Hund gekommen. Wie Sallust sieht Cicero die römische Gesellschaft moralisch auf dem absteigenden Ast: „Die römische Sache steht und fällt mit der alten Moral und entsprechenden Männern“, zitiert er den Dichter Ennius: *moribus antiquis res stat Romana virisque*. Von der Moral ist in seiner Gegenwart nicht viel geblieben. Wie ein verblissenes Gemälde sei der Staat, nur noch schemenhaft zu erkennen. Ja, er existiere bloß noch dem Namen nach, „in Wirklichkeit haben wir ihn schon längst aufgegeben“.

Solche Töne klingen seltsam vertraut. Apokalypse hat Konjunktur. Sie kommt in den unterschiedlichsten Varianten, wahlweise als Klimakatastrophe, Völkerwanderung, Weltkrieg, Deindustrialisierung oder Wiederkehr des Faschismus. Sie trägt die Fratze Donald Trumps, Putins, des Kapitalismus oder des politischen Islam. Nanotechnologie, Künstliche Intelligenz, Gentechnik, Globalisierung, Atomkraft – hinter jeder Ecke lauert der Untergang.

Wie bei Sallust und Cicero wird in solchen Debatten stets moralisch, selten politisch argumentiert. Der Westen degeneriere, weil die ihn maßgeblich prägende Konfession, der Protestantismus, im Begriff sei, vom „Zombie-“ ins „Nullstadium“ überzugehen, warnte unlängst der französische Historiker und Anthropologe Emmanuel Todd im Interview mit *Le Figaro*. *Moribus antiquis*: Wo alte Moralvorstellungen dahinbröseln, da schwinden auch Disziplin, Bildungsethos und Gemeinsinn. Geradezu lustvoll schreiben Intellektuelle wie Todd den Untergang der westlichen Zivilisation herbei.

Der grassierende Pessimismus scheint tatsächlich besser in die römische Antike als in die Moderne zu passen. Die Geschichte des Westens ist seit 1000 Jahren eine einzigartige Erfolgsstory. Von gelegentlichen Katastrophen wie Pestausbrüchen und Großkriegen abgesehen, zeigte die Kurve des materiellen, technologischen und sozialen Fortschritts immer nur in eine Richtung: nach oben. Europa lief dem Rest der Welt davon und unterwarf ab 1500 nahezu den gesamten Globus seinem Willen. Trotz zweier Weltkriege und der Bedrohung im Ost-West-Konflikt blieb der Fortschrittsoptimismus auch im 20. Jahrhundert nahezu ungebrochen.

Ganz anders blickten die alten Römer auf ihre Vergangenheit und Zukunft. Der Vers des Ennius, den Cicero zitiert, bringt das römische

Der Wohlstand macht die Bürger Roms schlaff und träge, der lange Friede lässt die Soldaten aufsässig werden

Geschichtsbild präzise auf den Punkt. Maß aller Dinge sind die Vorfahren. Wenn man es wie sie macht, dann macht man nichts falsch. Jede Abweichung von der Moral der Vorfahren birgt bereits den Keim des Untergangs in sich. Die römische Gesellschaft war geradezu fanatisch konservativ und pessimistisch: Im Normalfall ist Geschichte ein Pfad, der stetig bergab führt. Der moderne Fortschrittsgedanke findet sich im Denken der Römer in sein Gegenteil verkehrt.

Ein Meister des Doom & Gloom war der Historiker Tacitus. Geboren um 58 n. Chr., legt er eine steile politische Karriere hin und setzt sich dann zur Ruhe, um Geschichte zu schreiben. Als Tacitus um 100 n. Chr. zur Feder greift, ist die Republik, in der Senatoren wie er politisch das Sagen hatten, lange passé. Kaiser herrschen über die römische Welt, allein. Sie reicht vom Clyde bis zu den Katarakten des Nil, vom Atlantik bis zum Euphrat. Man lebt in Sicherheit und Wohlstand, in einer, nach den Maßstäben der damals bekannten Welt, fast schon globalisierten Antike. Luxusartikel wie Seide und Gewürze kommen aus Fernost, selbst die Armen in Rom essen Brot aus ägyptischem Getreide.

Trotzdem ist Tacitus nicht zufrieden. Für ihn ist die große Zeit Roms mit der Republik vorbei. Aus ist es mit der republikanischen Freiheit. Die Rhetorik, Paradedisziplin der politischen Klasse Roms,

befindet sich im freien Fall. Wenn Feldherren wie Germanicus oder Tacitus' Schwiegervater Agricola Krieg in fernen Ländern führen, um neue Provinzen für Rom zu erobern, dann werden sie von neidischen, kleingeistigen Kaisern ausgebremst. Viele dieser Kaiser sind verkommene Subjekte. Auf dem Palatin werden wüste Partys gefeiert, etliche der Purpurträger sind, wie Nero, psychisch auffällig. Der Wohlstand macht die Bürger schlaff und träge, der lange Friede die Soldaten aufsässig. Dem Historiker passt offensichtlich die ganze Richtung nicht.

Das Urteil von Intellektuellen wie Tacitus, Cicero und Sallust hängt wie ein finsterner Schatten über der römischen Geschichte. Es ist kaum möglich, sich seinen Schwarz-Weiß-Schablonen zu entziehen. Wie soll man die Texte so gegen den Strich bürsten, dass der Blick auf die Verhältnisse dahinter frei wird? Noch immer prägt die Moral der antiken Chronisten unsere Vorstellung vom römischen Imperium. Erfolgsromane wie „Quo vadis“ oder „Die letzten Tage von Pompeji“ zelebrieren geradezu die Dekadenz der Epoche. Nichts anderes tun im Grunde moderne Serien wie „Rome“ oder „Domina“, eine britische Seifenoper über das Leben der Augustus-Gattin Livia.

Selbst ein so nüchtern urteilender Historiker wie Theodor Mommsen erlag der Suggestionskraft eines Tacitus. Während seine Darstellung der Republik mit dem Literaturnobelpreis gekrönt wurde, zögerte der liberale Historiker seine Geschichte der Kaiserzeit so lange hinaus, dass er darüber starb. Über die Motive gibt er selbst Auskunft. In seiner Vorlesung äußerte er, es sei „lebhaft zu bedauern“, wenn die Angehörigen der Zunft sich „wie Schmeißfliegen auf derart unsaubere Stoffe“ stürzen würden.

Kann es also überraschen, wenn Rom heute vor allem Untergangspropheten zu Vergleichen einlädt? Vor 15 Jahren unterstellte der damalige FDP-Vorsitzende Guido Westerwelle Hartz-IV-Empfängern „spätromische Dekadenz“ und sorgte damit für eine kurze Empörungswelle im Kommentariat. 2014 fragte der Althistoriker David Engels, ob sich Europa „Auf dem Weg ins Imperium“ befindet. Er suchte und fand drastische Parallelen zwischen dem Kurs, den die EU eingeschlagen hatte, und der in der Agonie liegenden römischen Republik, die ihr Leben schließlich in Bürgerkrieg und Autokratie aushauchte. Besonders der Untergang des Imperiums in den Stürmen der Völkerwanderung hat es den apokalyptischen Reitern und Aurguren angetan.



„Viele Menschen sehen es nicht ein, welch große Einnahme die Sparsamkeit ist“

MARCUS
TULLIUS
CICERO

(geboren 106 v. Chr.,
gestorben 43 v. Chr.)
war der berühmteste
Redner des alten
Rom, zudem Anwalt,
Schriftsteller,
Philosoph, Politiker –
und Namensgeber
dieses Magazins

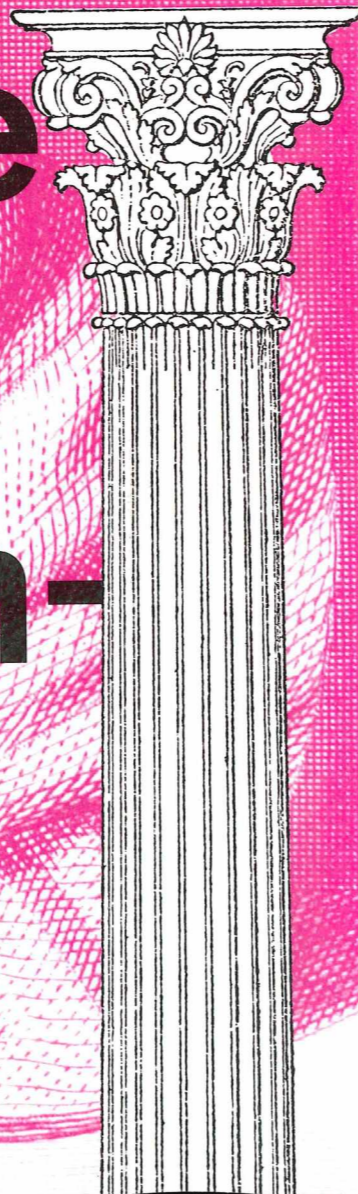


Illustration: Prisma/Album/AGK Images, DDP Images

TITEL

Aus dem wohligen Gruseln, das der Kollaps der antiken Zivilisation auch nach mehr als 1500 Jahren erzeugt, dürften sich nicht zuletzt Internetphänomene wie der jüngste Tiktok-Hype um die Römer und ihr Reich speisen. Tausendfach bekannten Männer, sie würden praktisch täglich an Rom denken. Darin schwang viel Respekt vor den zivilisatorischen, nicht zuletzt auch den militärischen Leistungen des Imperiums mit. Wem es an Verständnis für den bereits von Machiavelli erkannten paradigmatischen Charakter der römischen Geschichte fehlt, der wundert sich über so viel Interesse an den alten Römern. Allerdings sind die römische Republik und die Kaiserzeit für Politikinteressierte wie ein Laboratorium. Vieles wurde vor 2000 Jahren zum ersten Mal ausprobiert. Und manches tritt in der Prägnanz der Verkürzung, zu der die oft dürftige Quellenlage zwingt, besonders eindringlich an die Oberfläche.

Ob Stoff für Schmeißfliegen oder fernes Menektek: Unserer Gegenwart hat die Epoche, die mit Augustus begann, womöglich so einiges zu erzählen. Und das nicht etwa, weil das Imperium der Caesaren ein Koloss auf tönernen Füßen war, ein Sündenpfehl, in dem die degenerierten Romulus-Enkel eine Orgie nach der anderen feierten. Ganz im Gegenteil vollbrachten die Kaiser eine bewundernswerte Zivilisationsleistung: 500 Jahre hatte die Pax Romana im Westen Bestand, im Osten sogar noch länger.

Das Reich, das Augustus schuf, formte aus einem Haufen zusammenerobeter Provinzen eine Schicksalsgemeinschaft, die kein Nationalstaat im modernen Sinn war, aber doch mehr als die meisten anderen Imperien der Weltgeschichte. Unter dem ersten Kaiser wurde Rom um Christi Geburt zu einem politischen Gebilde, dem sich Millionen von Menschen in ihrem tiefsten Innern zugehörig fühlten. Das Imperium strotzte nur so vor Soft Power: Die Reichsbewohner – selbst viele Sklaven – schätzten sich glücklich dazuzugehören, für viele der armen Tröpfe, die jenseits der Grenzen ihr kümmerliches Dasein fristeten, war die römische Welt das gelobte Land.

Welche Chancen das Imperium selbst einfachen Menschen bot, zeigt die Geschichte des Spaniers Ruburrus. Der Mann hatte 25 Jahre Dienst in einer Kavallerieeinheit geleistet, wurde am 19. Januar 103 n. Chr. ehrenhaft entlassen und erhielt ein hübsches Sümmchen als Abfindung. Zusammen mit dem Sold, den er angespart hatte, konnte er sich davon ein Landgut an seinem letzten Garnisonsort

Das Volk, der Souverän der Republik, hatte im 2. Jahrhundert seine Rolle an Senat und Kaiser abgetreten

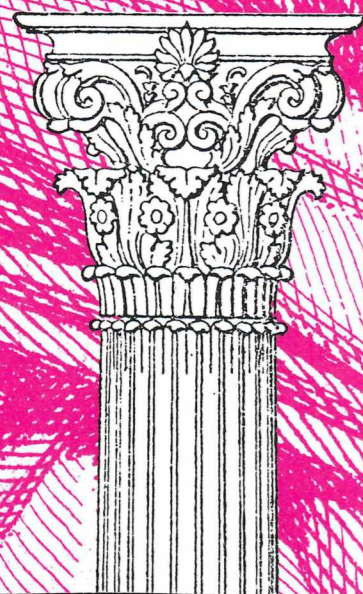
in Britannien kaufen. Ruburrus, der es bis zum Offizier gebracht hatte, war nach römischen Maßstäben ein Barbar – so wie seine Kameraden, die alle von der Peripherie des Riesenreichs stammten. Die Armee machte sich auf diese Weise die Kampfweise der vielen Völker zunutze, die unter dem römischen Adler lebten. Nicht immer ging das gut. Der Cherusker Arminius war Offizier in einer römischen Kohorte, bevor er 9 n. Chr. den Statthalter Quintilius Varus und sein Heer in der Schlacht im Teutoburger Wald vernichtete. Tatsächlich verdankten die Römer ihre Niederlage eher der Meuterei eigener Truppen als einem Aufstand germanischer Stämme. Die Krieger des Arminius wussten zu kämpfen wie römische Soldaten, sonst wären sie gegen Varus chancenlos gewesen.

Meist aber funktionierte die römisch-barbarische Symbiose im Militär reibungslos. Der Veteran Ruburrus war ein gemachter Mann, vor dem alle in der lokalen Community Respekt hatten. Nicht mit Geld aufzuwiegen war ein weiteres Geschenk des Kaisers, das der Spanier am Tag seiner Entlassung erhielt: Er wurde Römer. Politisch bedeutete das Bürgerrecht im 2. Jahrhundert n. Chr. nicht mehr viel. Das Volk, der Souverän der Republik, hatte seine Rolle an Senat und Kaiser abgetreten. Rechtlich und sozial machte es allerdings nach wie vor einen gewaltigen Unterschied, ob man Römer war

„Schweigen ist die Ehre der Sklaven“

PUBLIUS
CORNELIUS
TACITUS

(geboren um 58,
gestorben um 120)
war ein römischer
Geschichtsschreiber,
Politiker und Senator



oder nicht. In weniger romanisierten Provinzen wie Britannien gehörte automatisch zum Klub der Schönen und Reichen, wer von sich sagen konnte: „civis Romanus sum“, ich bin römischer Bürger.

Die Geschichte des Ruberrus lädt ein zu Vergleichen mit dem Hier und Jetzt: Taugt die römische Rekrutierungspraxis als Vorbild für moderne Demokratien im 21. Jahrhundert? So sieht es ja offensichtlich Marie-Agnes Strack-Zimmermann, die kürzlich angeregt hat, den Dienst in der Bundeswehr für Nichtdeutsche zu öffnen. Soldaten ohne deutschen Pass sollten ihn „durch den erfolgreichen Dienst in der Bundeswehr schneller bekommen können“, sagte die FDP-Politikerin der *Rheinischen Post*. Tatsächlich schlugen die Kaiser durch die Rekrutierung von Nicht-Römern zwei Fliegen mit einer Klappe: Sie stärkten die militärische Leistungsfähigkeit ihres Reiches und leisteten der Integration von Angehörigen fremder Ethnien in die Kultur- und Zivilisationsgemeinschaft des Imperiums Vorschub. Im Ergebnis war die Armee eine gigantische Romanisierungsmaschine: Wer dort 25 Jahre gedient hatte, träumte auf Latein und hatte das militärische Ethos der Legionen zutiefst verinnerlicht.

Die Römer bürgerten längst nicht nur Soldaten ein. Ihren Pass gaben sie großzügig auch anderen. Sie stellten nur zwei Bedingungen: Die Einzubürgenden mussten loyal der römischen Sache dienen und sie mussten integrationsfähig sein. Indem sie allen in Aussicht stellten, Römer werden zu können und in der Folge sozial aufzusteigen, schufen sie einen attraktiven Integrationsanreiz. Ohne die Perspektive, es im Reich weit bringen zu können, hätten Gallier, Briten und Spanier vermutlich sehr viel länger an ihren hergebrachten Sitten festgehalten. Den Pass als ungedeckten Wechsel auf die Zukunft, das freilich gab es im römischen Reich nicht. So wurde Rom zum Integrationsweltmeister.

Ist das Imperium womöglich ein Vorbild für uns? Lässt sich am Ende doch noch etwas von den alten Römern lernen? Für die Anwerbepaxis der römischen Armee gilt: Sie ist vergleichstauglich nur *ceteris paribus*. Da fällt einem zuerst das Leitbild des Staatsbürgers in Uniform ein, das in den 1950er Jahren für die Armee des demokratischen Deutschland geprägt wurde. Das Gewissen jedes Einzelnen sollte die letzte Entscheidungsinstanz sein, der Kadavergehorsam vergangener Epochen ausgedient haben. Ein demokratischer Staat war das römische Imperium nun ganz sicher nicht, und

Bei Vergleichen ist Vorsicht geboten. Der Teufel steckt im Detail, und so manch ein Vergleich hinkt ganz gewaltig

das Gewissen ihrer Soldaten war den römischen Kaisern herzlich egal, solange sie die Befehle befolgten. Schon die Republik hatte den Militärdienst professionalisiert, eine schlagkräftige Berufsarmee war an die Stelle der Bürgermiliz getreten. Allerdings waren die Legionen damit auch zu einem Instrument der Innenpolitik geworden: Bürgerkriege häuften sich. So gesehen, lässt sich die römische Geschichte auch als Warnung lesen, wozu ein Militär fähig ist, dessen Angehörige sich in erster Linie als Soldaten, nicht als Bürger verstehen.

Bei Vergleichen ist also Vorsicht geboten. Der Teufel steckt im Detail, und so mancher Vergleich, so sehr er sich aufzudrängen scheint, hinkt ganz gewaltig. Der Tübinger Althistoriker Mischa Meier, dessen 1000-Seiten-Wälzer über die Völkerwanderung ein Bestseller ist, warnt denn auch, die „Suche nach vordergründigen Parallelen“ würde „Geschichte zum instrumentellen Passepartout [...] degradieren, um politischen oder moralischen Imperativen einen pseudolegitimatorischen Firnis zu verleihen“. Vergleiche, die methodisch auf unsicheren Beinen stehen, erzeugten eine „fatale Pfadabhängigkeit“. Die antike Völkerwanderung etwa könne modernen Entscheidern keine Hilfe sein, weil sie aus lauter unzusammenhängenden Einzelphänomenen bestehe. Ohnehin hätte sich der geopolitische Hintergrund damals grundlegend von dem heute unterschieden.

Es ist offensichtlich nicht so leicht, die ferne Vergangenheit als Steinbruch für Gegenwartsanalysen zu nutzen. Stets sendet sie vieldeutige Signale, und selten führt an der Erkenntnis ein Weg vorbei, dass antike Menschen unter grundsätzlich anderen Bedingungen handelten als moderne. Ist die Alte Geschichte also nur ein nettes Hobby? Ist sie, wie manche argwöhnen, eine Spielwiese für weiße Männer, die sich an rücksichtsloser Machtpolitik berauschen und das Recht des Stärkeren für historische Selbstverständlichkeit halten? Oder für weltfremde Schöngeister, die sich in die Ästhetik sperriger Texte versenken und vor der Laokoon-Gruppe in Ehrfurcht erstarren können? Um Gottes willen! Ich jedenfalls wäre nicht Althistoriker geworden, wäre ich nicht von der Relevanz dieser fernen Geschichte für heute lebende Menschen zutiefst überzeugt.

Meine Antwort auf die Frage hat im Grunde schon Christian Meier vor über 50 Jahren gegeben. In einem Vortrag, der den Titel „Was soll uns heute noch die Alte Geschichte?“ trägt, meinte Meier, wer nur die Moderne kenne, stehe historisch „auf einem Bein“. Er habe keine Chance, seine eigene Epoche zu begreifen, weil ihm der Vergleichsmaßstab einer fremden, aber für uns noch begreifbaren Zivilisation fehle. Ich behaupte: Wer sich mit antiker Geschichte auskennt, besitzt einen archimedischen Punkt, von dem er, ganz bequem am heimischen Schreibtisch sitzend, viele der Deutungsschablonen aus dem Angeln heben kann, die heute wohlfeil aus dem politischen Äther schallen. Wenn man diese Geschichte überblickt, zu der außer den Römern längst nicht nur die Griechen, sondern auch Juden, Kelten, Perser, Phönizier, Karthager, Germanen und viele andere gehören, dann liegt einem ein historisches Kontinuum zu Füßen, das von bescheidensten Anfängen in der Ägäis und Levante um 1200 v. Chr. über die phönizische und griechische Kolonisation, das klassische Griechenland eines Perikles oder Platon, die Verflechtung des Mittelmeerraums mit Asien seit Alexander dem Großen, seine politische Zusammenfassung im römischen Imperium bis zum bitteren Ende in den Stürmen der sogenannten Völkerwanderung reicht.

Allein diese Erkenntnis nötigt zu Demut – angesichts der enormen Leistungen, zu denen Zivilisationen in kürzester Zeit fähig sind, aber auch angesichts der Tatsache, dass Fortschritt keine Einbahnstraße ist. Nirgends steht geschrieben, dass es immer weiter bergauf gehen muss. Wenn die unsichtbare Hand den großen Resetknopf drückt, können große Zivilisationen in einer historischen Millisekunde kollabieren.



Soeben erschienen

Michael Sommer:

„Volkstribun –

Die Verführung der Massen
und der Untergang der
Römischen Republik“, Klett-
Cotta, 336 Seiten, 25 €

Zeuge dieses Moments wird um 470 n. Chr. der aus Lyon stammende Aristokrat, Politiker und Kleriker Sidonius Apollinaris. 467 reist er aus seiner gallischen Heimat nach Rom, um dort eine Lobeshymne auf den Kaiser Anthemius vorzutragen. Sidonius kann auf seiner Reise über die Alpen und durch Italien sämtliche Annehmlichkeiten der imperialen Infrastruktur in Anspruch nehmen. Er fährt über gut ausgebaute, tadellos instand gehaltene, sichere Straßen und kann Postschiffe benutzen, die regelmäßig auf vielen Flüssen verkehren. In Rom kommt der Bildungsbürger Sidonius entspannt und gesättigt mit Reiseeindrücken an, die ihn zu allerlei literarischen Assoziationen inspirieren.

Nur drei oder vier Jahre später beklagt sich Sidonius, inzwischen Bischof von Clermont-Ferrand, dass man sich mit dem Briefeschreiben zurückhalten müsse, weil die reitenden Boten auf den Überlandstraßen nicht sicher seien. 474 n. Chr. schließlich ist der Bischof im Nebenjob Kriegsherr: Die Einwohner von Clermont-Ferrand haben eine Bürgermiliz aufgestellt, um sich gegen die in der Auvergne übergriffig werdenden Westgoten zu verteidigen. Das Imperium ist zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr in der Lage, seine Provinzen zu schützen. Sidonius und seine Mitbürger verlieren ihren aussichtslosen Kampf. Zwei Jahre später wird

der letzte weströmische Kaiser, ein Halbwüchsiger namens Romulus, von seinem germanischen Heermeister in den unfreiwilligen Vorruhestand geschickt. Im Westen gibt es kein Imperium mehr, das diesen Namen noch verdient.

Natürlich ist die Biografie des Sidonius eine Geschichte, die auch mit Migration zu tun hat. Ohne die Westgoten, die für den gallo-römischen Aristokraten nichts als barbarische Wüteriche waren, hätten die Bewohner von Clermont-Ferrand weiter ihrem beschaulichen Leben nachgehen können. Sidonius steht mit seiner Person aber auch dafür, dass das römische Imperium nach völlig anderen Prinzipien funktionierte als ein moderner Nationalstaat. Es war polyethnisch, multikulturell, vielsprachig. Gallien, die Heimat des Sidonius, war einst ein von Stämmen mit bäuerlicher Lebensweise bevölkerter Land gewesen. Es gab zwar größere Siedlungen, aber keine Städte im eigentlichen Sinn. Es gab keine Schrift, keine Literatur, keine verfeinerte Lebensart. All das brachten erst die Römer. Sie unterbreiteten den besiegten Völkern ein Angebot, das sie schlechterdings nicht ablehnen konnten: Bürgerrecht, Zivilisation und die Zugehörigkeit zur antiken Kulturgemeinschaft. All das gab es, wenn man die römische Herrschaft akzeptierte und hin und wieder dem Kaiser opferte. Tief in griechischer und römischer Bildung verwurzelte Gallier wie Sidonius waren das Produkt dieser jahrhundertlangen, erfolgreichen Romanisierungsgeschichte.

Sie ist das Arcanum des römischen Imperiums und seiner stupenden Dauerhaftigkeit. So drückend die Provinzbewohner die Herrschaft der Tiber-Metropole, ihre Soldaten und Steuereintreiber zuerst empfunden haben mögen, so großzügig wurden sie entschädigt: als Teilhaber einer Zivilisations- und Wohlstandssphäre, die, je länger sie Bestand hatte, desto mehr auch zum Identitätsraum wurde. Wäre dieser Schritt vom Räuberimperium zur Schicksalsgemeinschaft um Christi Geburt nicht gelungen, dem Reich wären keine hundert Jahre mehr beschieden gewesen.

Der Prozess, der von der Republik zur Monarchie des Augustus führte, war allerdings schmerzhaft, gesäumt von Bürgerkriegen, Massenexekutionen und ungezählten Toten. Die meisten der Millionen, die rund ums Mittelmeer lebten, dürften der Republik keine Träne nachgeweiht haben. Sie war, im Gegensatz zu dem, was heute in den Schulen gelehrt wird, eine Privilegierten-Veranstaltung. Zwei Dutzend Familien machten unter sich aus, wer in die Ämter gewählt wurde, die

für ehrgeizige Römer die Welt bedeuteten. Aus einer von ihnen stammte Publius Clodius Pulcher. Er war zugleich Hocharistokrat und ein Revolutionär, dem die Massen zu Füßen lagen.

Clodius war ein Demagoge der Extraklasse. Als junger Mann war er in den Maschinenraum der Politik hinabgestiegen und Wahlkampfmanager eines dann zum Konsul gekürten Politikers geworden.

Er selbst betrat die politische Bühne mit einem halsbrecherischen Travestieakt: Als Frau verkleidet schlich er sich in Caesars Haus und nahm an einer nur Damen vorbehaltenen religiösen Feier teil. Die Sache flog auf und wurde zum Skandal. Clodius war mit einem Schlag Roms bekanntester Nachwuchspolitiker: ein begnadeter Redner, vor allem aber ein Virtuose der Gewalt, die er meisterhaft zu schüren und vor seinen Karren zu spannen wusste. Wenn politische Gegner Clodius dumm kamen, genügte der dezente Hinweis, dass er wusste, wo sie wohnten. Gestandene Staatsmänner schüchterte Clodius mit seinen



„Die Staaten werden durch den Geist erhalten, in dem sie gegründet“

GAIUS SALLUSTIUS CRISPUS

(deutsch Sallust; geboren 86 v. Chr., gestorben 35 oder 34 v. Chr.) war ein römischer Geschichtsschreiber und Politiker

Illustrationen: Creative Commons, DPP Images; Foto: Ralph Hennings

TITEL

professionellen Schlägerbanden so gründlich ein, dass sie monatelang ihr Haus nicht verließen.

Dabei wurde sozialer Zusammenhalt in der Republik großgeschrieben – eigentlich. Autorität galt viel, und die Gesellschaft war von starken Bindekräften persönlicher Loyalität durchwirkt, die Oben und Unten zusammenhielten. Über Jahrhunderte war der soziale Friede ungefährdet gewesen, obwohl in Rom keine Polizei nach dem Rechten sah und Missetäter auch keinen Staatsanwalt zu fürchten brauchten. Wo der Staat auf Lücke gebaut war, regelte man vieles privatim. Mit Clodius' Auftreten änderte sich all das. Der Demagoge sorgte für eine latente Gewaltkulisse, die immer dann manifest wurde, wenn es ihm politisch in den Kram passte. Clodius kannte die Ehrenmänner in den Wahlteilungen, Berufsgenossenschaften und Stadtvierteln. Wenn er die Strippen zog, kochte der Volkszorn auf den Straßen hoch.

Der Gewaltvirtuose brachte die Republik an einen Kipppunkt, der uns seltsam vertraut vorkommt. Dahinter zerbrach alles, was die politische Ordnung so lange stabil gehalten hatte: die Autorität der großen Familien, das Gefühl, dass das Gemeinwesen bei ihnen gut aufgehoben war, die Glaubwürdigkeit des Senats, das Sicherheitsempfinden der Bürger, der gesellschaftliche Zusammenhalt.

Am Ende aber wurde das politische Ausnahmemental Clodius mit seinen eigenen Waffen geschlagen. Am 18. Januar 52 v. Chr. begegnete der von Schlägertrupps begleitete Politiker auf der Via Appia dem Senator Milo, der eine Privatarmee aus Gladiatoren rekrutiert hatte. Nach kurzem Handgemenge lag Clodius tot auf der Straße. Seine Männer, alles gewöhnliche Kriminelle, hatten gegen Milos Profis keine Chance.

Drei Jahre später war die Republik ein einziger Trümmerhaufen. Caesar hatte den Rubikon überschritten und marschierte mit seinen Legionen auf Rom. Ciceros Freiheit kehrte nie zurück. 20 Jahre nach Clodius' Tod schlitterte die römische Welt abermals in den Bürgerkrieg, Marcus Antonius und Caesars Großneffe kämpften um alles oder nichts. Aus dem Krieg ging der junge Caesar als Sieger hervor und nannte sich Augustus: der Erhabene. Die alten Männer waren tot, doch die alten Sitten feierten fröhliche Urständ. Die Alleinherrschaft war der Preis des Friedens, aber die meisten Reichsbewohner zahlten ihn gern. Mit dem Frieden kam der Wohlstand, mit dem Wohlstand die Zivilisation. Cicero

hatte gesagt: „Der ungerechteste Friede ist immer noch besser als der gerechteste Krieg.“ Der große Redner starb in den Wirren der Bürgerkriege. Er lebte nicht lange genug, um zu sehen, wie recht er hatte.

Was also können wir von den Römern lernen? Der auf den ersten Blick überraschende Befund lautet: ganz sicher nicht Dekadenz. Eher machen uns die Römer vor, wie man eine Gesellschaft resilient macht gegen Bedrohungsszenarien. Die Republik überdauerte fast fünf Jahrhunderte. Über 500 Jahre hielt das mediterrane Imperium der Römer und überlebte mehrere einschneidende Krisen. Das Geheimnis der Herrschaft war die Anpassungs- und Wandlungsfähigkeit, die Rom stets bewies, vor allem aber die Soft Power des Imperiums. Von den Römern lernen, heißt überleben lernen.



MICHAEL SOMMER lehrt an der Universität Oldenburg Alte Geschichte. Sein Schwerpunkt liegt auf der römischen Kaiserzeit.

Präsentiert von der Harald Christ Stiftung für Demokratie und Vielfalt

KONZERT HAUS BERLIN
19. April 2024
19 Uhr
Konzerthaus am Gendarmenmarkt in Berlin

Jetzt Tickets sichern!
www.konzerthaus.de

Erste Benefiz-Operngala
+Rebuild Ukraine+

Unter der Schirmherrschaft der Präsidentin der Europäischen Kommission, Dr. Ursula von der Leyen und der Co-Schirmherrschaft des Regierenden Bürgermeisters von Berlin, Kai Wegner.

 Pratty Yende ©Greg	 Stephen Costello ©Simon Pausy	 Elsa Dreisig ©Simon Fausler	 Samuel Mariño ©Olivier Allard	 Nino Machaidze ©Anna Barbera
 Rolando Villazón ©Jalick Benhamou	 Olga Kulchynska ©Diana Galidani	 Andrei Kymach ©Laura Steens	 Diana Tishchenko ©Olivia Kahlert	 Keri-Lynn Wilson ©Olivia Kahlert

Mit dem Deutschen Symphonie-Orchester Berlin (DSO) unter der Leitung von Keri-Lynn Wilson. Künstlerischer Leiter der Operngala: Dr. Alard von Rohr.

DW TAGESPIEGEL **re: kulturel** Börsen-Zeitung RHEINISCHE POST

Mehr Informationen unter: www.gala-rebuild-ukraine.de